

Zu Tisch mit -minu: Augenarzt Edi Haefliger

# «Wir sind in erster Linie Handwerker»

Zuerst äugt er etwas unsicher nach links. Dann nach rechts. Der Mann wirkt schüchtern. Ein gemütlicher Bär – tapzig. Mit kleinen Schrittlchen. Keiner würde ihm da wohl zutrauen, dass seine Hände mit winzigsten Instrumenten noch winzigere Operationen an Augen durchführen. Er gehört zu den gefragtesten Augenärzten Europas. Nach ihm ist ein Instrument benannt, das er entwickelt hat. Es ist bei operativen Eingriffen an der Linse unentbehrlich: der Phaco Cleaver Haefliger.

Gregory, der Oberkellner des «Cheval Blanc» erkennt den weisshaarigen Gast im dunklen Kittel. (Das Erkennen illustrieren Gäste und sie mit Namen willkommen zu heissen, macht den Oberkellner in einem Spitzenhaus aus.) Er führt den Herrn zum Tisch. Der Sommelier nimmt Haltung ein – denn Edi Haefliger (64) ist nicht nur ein Augenarzt, der in seinem Beruf zur Ikone geworden ist. Er ist auch ein legendärer Geniesser. Und Weinkenner.

«Deshalb also das «Cheval Blanc» in Basel?» Er zuckt mit der Schulter: «Es gibt viele gute Restaurants hier. Aber das «Drei Könige» liegt gut. Und ich muss nach dem Essen sofort wieder weiter...»

Er muss immer weiter. Seine Vistakliniken sind überall – nicht nur in Basel und Binningen. Man findet Haefliger und seine Teams an den verschiedensten Orten in der Schweiz: Zürich, Basel, St. Moritz usw. Dazu kommen Partnerunternehmen. Und viele Vorträge auf der ganzen Welt.

«Noch sind wir ein Familienunternehmen – aber da sind 300 Angestellte und Fachärzte. Ich habe eine grosse Verantwortung. So ein Family-Office stösst an seine Grenzen – kräftemässig. Und auch mit seinen finanziellen Risiken. Auf längere Zeit ist so etwas kaum mehr im Alleingang zu bewältigen...»

«So etwas» – das ist ein 100 000-Volt-Job. Aber Haefliger relativiert: «Heute nehme ich mir mehr Auszeiten – meiner Frau, mir und auch meiner Arbeit zuliebe. Man braucht Distanz, um ganz nahe zu sehen... und man merkt plötzlich: So viel Zeit bleibt nicht mehr – weder für dich noch deine Liebsten. Also nutze sie!»

Immerhin pilgern gekrönte Häupter, Spitzenportler, Künstler, Politiker und Wirtschaftsgrößen in seine Kliniken, um sich von ihm operieren zu lassen. So etwa macht Druck. Doch: «Mich interessiert nicht, ob ich einen König oder eine Coop-Kassiererin vor mir habe – mich interessiert das kranke Auge. Der Fall...»

Solche Fälle werden in seinen Kliniken jährlich mehr als 25 000-mal operiert. Das macht nicht immer nur Freunde. «Als ich meine erste Augenpraxis in Binningen eröffnete, gabs gleich einen Boom. Die Augenärzte schickten mir ihre Patienten. Das einzige Mal, als unsere OP-Zahlen zurückgingen, war, als wir die grosse Vistaklinik eröffneten. Einige Augenärzte schickten weniger Patienten. Das hatte vielleicht etwas mit Neid zu tun...»

Eigentlich wäre er gerne in die «grosse Chirurgie» eingestiegen: «Aber da musste man zu meiner Zeit gute Drühte oder den richtigen Götti haben. Bei mir gabs in dieser Beziehung nichts – also habe ich mich aufs Kleine konzentriert: Zähne oder Augen. Der Pate meines Vaters war Augenarzt in Aarau. Als meine Schwester in den Bergen vom Blitz getroffen wurde und als Folge am Grauen Star litt, als sie da operiert wurde, da nahm ich es als Fingerzeig – und beschloss, Augenarzt zu werden.»

Er ist in Zofingen aufgewachsen: «Ich habe mit Michi Ringler die Schulbank gedrückt. Und obwohl es sein Grossvater im «Boston Globe» als Schweizer Textil-Industrieller auf der Titelseite brachte, war der Rahmen bescheiden: «Wir lebten gut. Aber die grosse Textil- und Unternehmertumzeit des Grossvaters war vorbei. Er hat uns als Einziges das Haus mit vielen, alten Weinen im Keller hinterlassen.»

Seine Mutter kam aus einer Bauernfamilie: «Allerdings war bereits ihr Vater,



Bescheidenen Star-Chirurg. Edi Haefliger war 21 Jahre lang Chefarzt am Kantonsspital Liestal: «Die Medizin ist ein gigantischer Markt.» Foto: minu

also mein Grossvater, ein sehr weltoffener Mann. Er hat meine Mutter zur Ausbildung nach London geschickt. Und sie hat uns immer wieder erzählt, wie sie mit dem allerletzten Zug vor dem Ausbruch des Krieges in die Schweiz zurückgekehrt sei...»

Der Grossvater war ein Lebemann: «Aber bei uns war Sparsamkeit der rote Leitfaden im Alltag. Zwar holte mein Vater mitunter einen von Grossvaters teuren, alten Weinen aus dem Keller und

«Das amerikanische Marketing mit den Superlativen – nein, das war nicht meine Welt.»

«köpfte schon mal einen «Chambertin 28». Zwei Mal im Jahr fuhr die Familie aber auch zum Bahnhof, um dort ein Fass mit Barbera abzuholen. Mutter hatte Weinsapfen ausgekocht – und wir füllten im Keller den Rotwein in Flaschen ab. Ob es nun bei der Abfüllerei dieser einfachen Tropfen oder beim erlesenen «Chambertin 28» war – ich ahnte damals schon, dass Wein eine ganz eigene Magie auf die Menschen ausüben kann...»

Er hat in Basel studiert. Und hier die Linkskurve geritzt: «... das war zu jener Zeit in Mode. Man hinterfragte alles. Protestierte überall. Das ist – so finde ich auch heute noch – Vorrecht der jungen Leute. Ich wollte damals lediglich eine ganz kleine Praxis als Augenarzt, um so niemandem ausbeuten zu müssen...»

Er war sportlich. Skifahrer. Ruderer, im Acher wurde er gar Junioren-Schweizer-Meister. Als Medizinstudent half er Skilager zu betreuen – hier traf er erstmals auf seine Frau Lili: «Sie war 16. Ich 22. Natürlich war dieser Studenten-Skilehrer nur «ein alter Sack». Schlimmer noch: Sie fand meine theoretischen Ansichten über Sozialismus einfach nur lächerlich. Lili kam aus einer Arbeiterfamilie. Und wusste, wie die Sache wirklich lief...»

Allerdings machte die junge Frau einen grossen Eindruck auf ihn. Als er eine der Klassenkameradinnen Jahre später an der Universität traf, erkundigte er sich nach Lili: «Die Freundin gab mir an, bei wem Lili studierte. Ich ging auf die Kanzlei, liess mir ihre Adresse geben. Es gab damals ja noch kein Facebook oder Internet. Also schrieb ich ihr, ich würde sie gerne treffen. Das war dann im Café Hebel. Ich war sofort Feuer und Flamme. Aber Lili machte sich rar. Ich bin mit ihrem Hund wofol 15 000-Mal um den Wartenberg gelaufen, bis da endlich etwas Ernsteres werden durfte.»

Lili studierte Englisch. Da kam ein Studium in Miami gerade richtig: «Ich war dort an einem Projekt gegen Alterssicht beteiligt. Ich hätte auch nach Los Angeles gehen können – aber Lili liebt eben die Sonne. So wurde es Miami...»

Er experimentierte an den Linsen von Tieren. Später operierte er die Augen von Affen – seine Forschungsarbeiten waren erfolgreich. Und als die Professoren die Resultate sahen: «... da wollten sie mir zuerst gar nicht glauben. Dann schnallten sie aber bald, dass dies eine Sensation bedeutete. Sie boten mir an, weiter zu forschen. Aber ich winkte ab...»

Weshalb? Das wäre doch ein hoch bezahlter Traumjob in den USA geworden?

Der Mediziner stockt einen Moment. Dann blinzeln seine Augen: «Es gibt im Englischen kein Wort für Gemütslichkeit... ich war in Amerika von spannenden Menschen umgeben, tolle Leute, die an einer Party Wasserball spielen oder Schwitzwännen veranlassen. Aber man sass nie gemütlich zusammen. Oder tauschte sich aus. Alles war sehr oberflächlich. Die Gemütslichkeit fehlte mir. Und dann kam der Anruf aus Liestal...»

Liestal suchte einen Chefarzt für das Kantonsspital. Die Augenabteilung war sehr klein. Also wurde ein Teilzeitjob ausgeschrieben.

«Sie sagten, sie würden mir das Flugticket bezahlen, wenn ich mich vorstellen wollte... da wusste ich, dass es denen ernst ist. Und da war noch ein Ding: Im Vertrag hiess es, dass ich auf Kantonsgelände eine eigene Praxis führen müsste. Das war entscheidend. In den USA sah ich, dass immer mehr Fälle ambulante in Tageskliniken operiert wurden... so etwas schwebte mir auch vor. Man muss sich vorstellen,

dass bei uns damals die Patienten nach einer Augen-OP noch zwei Wochen im Spital lagen...»

Er lächelt: «Natürlich hätte ich etwas Ähnliches auch in Florida aufziehen können. Aber das schreiende, amerikanische Marketing mit den ewigen Superlativen – nein, das war nicht meine Welt...»

So kam er zurück in die Schweiz. Und war 21 Jahre lang Chefarzt am Kantonsspital Liestal. Er wurde zur weltweiten Kapazität – heute könnte er jede Woche als Gastreferent an irgendeinem Kongress oder an einer Universität dieser Welt auftreten. Aber er ist bescheiden und ein medizinischer Handwerker geblieben: «Wir sind in erster Linie Handwerker – wie Pianisten, die täglich ihre Fingerübungen machen müssen, um in Form zu bleiben. Früher waren Ärzte Götter. Das hat sich geändert. Heute glaubt man dem Doktor nicht mehr alles. Man holt zweite und dritte Meinungen ein. Die Medizin ist ein gigantischer Markt geworden. Trotz allem aber sollte man

«Wir stecken in einem brutalen Wirtschaftskrieg mit Preisdumping!»

nicht vergessen, dass die Natur der Chef ist. Und nicht wir...»

Heisst das, dass die OP nicht so sicher sind, wie früher?

«Im Gegenteil. Ein Grauer Star wird heute 100-mal sicherer operiert als früher. Auf 10 000 Operationen macht eventuell eine noch ernsthaftere Schwierigkeiten. Früher musste man nach der OP in die Rehabilitation – heute fahren die Operierten schon mal, obwohl dies eigentlich verboten ist – drei Stunden nach der Operation mit dem eigenen Auto nach Hause.»

Der Sommelier schenkt vom Weisswein ein – ein Schweizer Marsanne. Haefliger nickt zufrieden: «Ich kenne ihn nicht. Aber ich habe schon davon gehört...» Er kostet. Und strahlt: «Leider darf ich nicht mehr als ein Glas... aber er schmeckt wirklich köstlich...»

Er hat keine Kinder: «Aber ich halte mir junge Ärztinnen und Ärzte. Das ist spannend. Und fast wie ein Familiensatz. Wir sind eine Ausbildungsklinik für junge Chirurgen. Und wir bilden vor al-

lem Augenchirurgen aus. Bei uns treffen die jungen Ärzte auf die interessantesten Fälle – deshalb kommen sie auch.»

Doch die Konkurrenz schläft nicht... Haefliger überlegt einen Moment: «Die Konkurrenz ist in China. Oder in den USA. Dort gibt es mehr Menschen. Entsprechend auch mehr interessante Fälle. Und mehr Erfahrungen. In Peking oder Miami haben Augenchirurgen mit 27 bereits sehr viel Praxis. Sie sind fertig ausgebildet. In der Schweiz müssen sie zuerst Augenarzt sein. Dann dürfen sie frühestens mit 32 operieren. Das ist ein alter Zopf – und schadet der Augenmedizin in unserem Lande.»

Überall wird von den Laser-OP gesprochen. Viele machen das, um keine Brille tragen zu müssen. Haefliger zögert kurz: «In Europa sind Laser-Operationen momentan rückläufig. Sie wurden und werden oft zu schnell gemacht. Und die Abklärungen vorher werden zu flüchtig gehandhabt. Das gibt Probleme. Man muss jeden Fall vorher ganz genau untersuchen. Bei uns kommen die Leute, wenn nötig, drei- oder gar viermal vor einer Operation. Erst wenn wir absolut sicher sind, dass alles gut kommen wird, geben wir grünes Licht. Es passiert jedoch oft, dass die Leute sich die OP schliesslich in Bangkok machen lassen... Wie gesagt, wir stecken in einem brutalen Wirtschaftskrieg mit Preisdumping!»

Heute pendelt Edi Haefliger zwischen Pfäffikon und Basel. In Zürich, im ersten Stock des legendären «Odeon», hat er seine Zentrale mit Blick auf die Berge gebaut. Er liebt die Offenheit dieser Stadt. Liebt das Seefeld: «Das Quartier ist fast dörflich, die Menschen sind offen, freundlich – und in der Brasserie, beim Sarden Angelo, ist man hervorstechend.»

Meist trifft er hier seine Gattin Lili, die nach ihren Vorlesungen als Dozentin aus Basel anreist. Manchmal kocht er für sie auch in der Wohnung über dem Rhein: «Es ist uns auch nach 30 Jahren Ehe sehr wichtig, jeden Tag ein bisschen Zeit füreinander zu haben. Es wird jetzt immer mehr Zeit, weil uns weniger Zeit bleibt. Das Alter bringt eben auch Wunderbares: Man wird klarsichtiger. Und gelassener...»

Dann lacht er: «Ich kann noch explodieren, dass ich mich selbst erschrecke.»

Ein Teddybär, der plötzlich zum Terroristen wird...

## Was Edi Haefliger mag

**Literatur** Werke der «klassischen Moderne»  
**Hobbys** Kochen, Naturwissenschaften; «Von der Teilchenphysik bis ins Weltall

**Verabscheut** Intrigen und wenn der FCB verliert